

I Theoretische Grundlagen

Lebensqualität oder die Qualität eines Lebens

Peter Zentel

Die Frage nach der Lebensqualität des Menschen zu stellen, ist wissenschaftlich betrachtet ein noch junges Phänomen. Wissenschaftliche Bemühungen, die auf eine Verbesserung der Lebensqualität abzielen, lassen sich auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg datieren. Aber schon in der Antike geht die Philosophie der Frage nach, worin der Sinn des Lebens liegt und was ein gutes und gelingendes Leben ausmacht (Woopen, 2014).

Die Qualität des Lebens kann als Grad des subjektiven Wohlbefindens eines Menschen oder einer Gruppe von Menschen beschrieben werden. Quantitativ ausgedrückt, ergibt sie sich als Summe subjektiver Bewertungen verschiedenster Lebensbereiche. Lebensqualität zielt darüber hinaus als deskriptiver Begriff auf objektive Zustände (Schäfers 2008).

Ob subjektive oder objektive Bewertungen vorgenommen werden, ist abhängig von der Absicht, mit der die Frage nach der Lebensqualität gestellt wird. Geht es um die Ermittlung der Situation einer einzelnen Person, müssen, wie später noch gezeigt werden wird, subjektive und objektive Bewertungen zusammengeführt werden. Geht es dagegen um Fragen der gesellschaftlichen Gerechtigkeit und/oder gesetzgeberischer Prozesse, muss über objektive Kriterien eine möglichst vergleichbare Grundlage für die Lebensqualität aller gelegt werden. Dazu gehören beispielsweise die gleichberechtigte Verteilung von gesellschaftlichen Gütern oder der Zugang zu relevanten Teilhabebereichen. Auch wenn nicht sichergestellt werden kann, dass auf der Grundlage dieser objektiven Werte ein einzelner Mensch eine hohe Lebensqualität hat bzw. empfindet, so können äußere, objektive Bedingungen zumindest einen Rahmen bieten, der Lebensqualität ermöglicht. Fehlt dieser Rahmen, weil eine Gruppe mit stark eingeschränkten Ressourcen und Rechten leben muss, fällt es dem Individuum deutlich schwerer, subjektiv Lebensqualität zu empfinden. Gerade wenn wir extreme Lebenssituationen betrachten, wie das Erleben von Unterdrückung, körperlicher oder psychischer Gewalt, wird deutlich, dass unter diesen Bedingungen keine oder nur geringe subjektive Lebensqualität empfunden werden kann. Diese Situation wird nach Zapf (1984) als Deprivation bezeichnet (s. u.).

Interessanterweise ist es aber auch trotz perfekter Rahmenbedingungen möglich, dass Menschen nicht glücklich sind, sie ihre Lebensqualität als gering empfinden. Zapf (ebd.) klassifiziert eine solche Situation als dissonant. Schopenhauer stellt dazu fest: »Alle äußeren Quellen des Glückes und Genusses sind ihrer Natur nach höchst unsicher, mißlich [sic], vergänglich und dem Zufall unterworfen, dürften daher, selbst unter den günstigsten Umständen, leicht stocken« (Schopenhauer, 1988, zitiert nach Birnbacher, 1998, S. 136). Und weiter führt er aus: »Eigentlicher Reichtum,

d. h. großer Überfluss [sic] vermag wenig zu unserem Glück; daher viele Reiche sich unglücklich fühlen« (ebd. S. 139).

Abgesehen von den oben beschriebenen, extrem negativen Rahmenbedingungen ist es nur bedingt möglich, von objektiven, äußeren Gegebenheiten auf eine subjektiv bewertete Lebensqualität zu schließen. Sie ist in hohem Maße von individuellen Bewertungen abhängig:

»Was meine Lebensqualität erhöht, ist, mich in einem Zustand zu befinden, der dem günstig ist, was mir wichtig ist. Lustgefühle sind nicht in jeder Lebenssituation willkommen und Schmerzen nicht in jeder unwillkommen. Was über meine Lebensqualität entscheidet, ist nicht das Ausmaß, in dem meine inneren Zustände angenehm (im hedonischen Sinne) sind, sondern das Ausmaß, in dem sie mir genehm (im Sinne meiner reflexiven Präferenzen) sind. Nicht Gefühlsqualitäten entscheiden über die Lebensqualität, sondern subjektive Bewertungen von Gefühlsqualitäten« (Birnbacher, 1998, S. 136).

Diese ersten Gedanken zeigen auf, wie schwer es ist, Lebensqualität zu bestimmen und zu bewerten. Blicken wir auf Menschen mit geistiger Behinderung, so verstärken sich die Schwierigkeiten. Viele Menschen mit geistiger Behinderung leben objektiv betrachtet in prekären Verhältnissen. Dadurch, dass viele nicht auf dem ersten Arbeitsmarkt, sondern in Werkstätten für Menschen mit Behinderung tätig sind, müssen sie von einem Taschengeld leben. Wohnheime, in denen viele Menschen mit geistiger Behinderung leben, sind ärmlich gestaltet und erinnern kaum an ein individualisiertes Zuhause, in dem man sich familiär aufgehoben, wohl und geborgen fühlt. Mit anderen Worten wird Menschen mit geistiger Behinderung nicht der gleiche Standard zugestanden, der für Menschen ohne Behinderung gilt. Natürlich ist die Situation nicht mit der Lebenswelt von Menschen mit Behinderung vergleichbar, die in Großeinrichtungen in den 50er, 60er oder 70er Jahren des letzten Jahrhunderts lebten (vgl. Speck, in diesem Band). Gesellschaftliche Strömungen – im Kontext der Sonderpädagogik als Leitideen bezeichnet – wie die Normalisierungs-, Selbstbestimmungs-, Inklusions- oder Teilhabebewegung haben dazu beigetragen, dass diese unhaltbaren Zustände, die bis in die 1970er Jahre teilweise auch in Deutschland herrschten, überwunden werden konnten und sich die Lebensqualität von Menschen mit geistiger Behinderung verbessert hat (Schuck, 2016). Lebensrealitäten, die der Allgemeinheit entsprechen, wurden aber nicht erzielt. Vielmehr kann festgestellt werden:

- Trotz nicht zu erkennender Verdienste hat die Normalisierungsbewegung (Thimm, 2008) das Ziel verfehlt, Menschen mit geistiger Behinderung zu einem Leben so normal wie möglich zu verhelfen (Schuppener et al., 2021).
- Trotz nicht zu erkennender positiver Veränderungen, die durch die Selbstbestimmungsbewegung ausgelöst wurden (Klauß, 2019; Wehmeyer, in diesem Band), werden Menschen mit geistiger Behinderung vielfach von ihrem nicht-behinderten Umfeld unterdrückt (Kremsner, 2017).
- Obwohl Inklusion durch die UN-Behinderterechtskonvention als rechtsverbindliches Paradigma die vielfältige ungehinderte Teilhabe in allen Lebensbereichen ermöglichen sollte (Biewer & Schütz, 2016), leben viele Menschen weiterhin isoliert in abgeschotteten Lebenswelten, sind auf das Wohlwollen der »Nichtbehinderten« angewiesen (Grundstein, 2019, zitiert nach Schuppener et al., 2021).

- Obwohl man nicht zuletzt durch das Bundeselihabegesetz versucht hat, individuelle Lebensentwürfe durch personenzentrierte Zugänge zu ermöglichen, werden weiterhin vielfach pauschaliert Ressourcen zugewiesen, was ein an Bedürfnissen und Neigungen ausgerichtetes Leben erschwert.

Damit drängt sich folgende Frage auf: *Ist die Lebensqualität von Menschen mit geistiger Behinderung niedriger?*

Grundsätzlich lässt sich konstatieren, dass mit einer geistigen Behinderung bis zum heutigen Tag eine geringe Lebensqualität assoziiert wird (Dederich 2014). Studien zur Lebensqualität zeigen aber, pauschal betrachtet, dass eine Mehrzahl an Menschen mit geistiger Behinderung mit ihrem Leben zufrieden sind (Cummins, 1995; Dworschak, 2004; Schäfers, 2008).

Hier stellt sich die Frage, mit welchem Selbstverständnis die befragten Menschen mit geistiger Behinderung sich dazu geäußert haben. In Studien zur Lebensqualität, in denen Menschen mit geistiger Behinderung selbst befragt werden, zeigen sich Anzeichen von Resignation (»resignative Anpassungsprozesse«, Schäfers, 2008, 330; »resignative Zufriedenheit«, Schreiner, 2016, 4). Das bedeutet, dass die Befragten sich arrangieren und aus dem, was ihnen zugestanden wird, das Beste machen, wohl wissend, dass andere Menschen deutlich mehr Möglichkeiten haben, sich zu verwirklichen (vgl. Dworschak, in diesem Band). Das System der Behindertenhilfe als verlängerter Arm der Gesellschaft hält einen eigenen Lebensraum vor, der gewisse Entfaltungsmöglichkeiten und deshalb durchaus eine Grundlage für das Empfinden von Lebensqualität bietet, aber nur wenn man ausblendet, dass die Welt außerhalb dieses Raumes eine andere, vielfältigere ist. Resignation könnte in diesem Zusammenhang als Einsicht beschrieben werden, dass das rahmenggebende System der Behindertenhilfe keine anderen Möglichkeiten zugesteht und ein Durchbrechen der Beschränkungen nicht oder kaum möglich ist.

Wie es um die Lebensqualität von Menschen mit geistiger Behinderung tatsächlich bestellt ist, möchte das hier vorliegende Buch untersuchen, indem das gesamte Feld auf der Grundlage vorliegender nationaler und internationaler Erkenntnisse systematisch und differenziert erkundet wird. Eine globale Antwort, ob alle Menschen mit geistiger Behinderung eine hohe oder niedrige Lebensqualität empfinden bzw. ob ihnen eine solche zugesprochen wird, kann es aber nicht geben, denn die Zielgruppe und die Lebensumstände sind zu divers, als dass belastbare Aussagen möglich wären. Vielmehr sollen spezifische Bedingungen und Voraussetzungen in unterschiedlichen Lebens- und Aufgabenbereichen identifiziert werden, die Einfluss auf Lebensqualität haben.

Dieses einleitende Kapitel, in dem die Basis für das Buch gelegt werden soll, startet mit einer geschichtlichen Auseinandersetzung, bevor der Begriff definitorisch bestimmt wird. Im Anschluss wird die Anwendung von Lebensqualität bei Menschen mit geistiger Behinderung thematisiert und auf der Basis einschlägiger Modelle erörtert.

1 Die Geschichte der Lebensqualität

Lebensqualität gehört seit mehreren Jahrzehnten zu den häufig verwendeten und diskutierten Begriffen unterschiedlicher wissenschaftlicher und praktischer Kontexte. Aber unabhängig von der Begriffsbildung beschäftigt sich die Menschheit bereits seit Jahrtausenden mit der Frage nach einem guten Leben. Neise und Zank (2016) beschreiben in einer historisch-philosophischen Retrospektive aufeinander aufbauende Phasen der Auseinandersetzung mit Lebensqualität. So sehen sie vom Altertum bis in die Neuzeit hinein eine religiös-kulturelle Dimension von Lebensqualität. Ein gutes Leben ist demnach eines, das den Ansprüchen der Götter oder des einen Gottes gerecht wird. Je nach Religion kann Lebensqualität damit unterschiedlich bewertet werden: Von einer lustvollen Lebensführung bis hin zur Genügsamkeit in demütiger Armut. Das heißt, je nachdem, wie die jeweilige Religion und die vorherrschende Kultur den Menschen rahmen, verändert sich das Verständnis eines guten Lebens und damit einhergehend die Bewertung desselben.

Beeinflusst durch die Aufklärung wurde in einer nächsten Phase der Blick auf das individuelle Lebensglück gelenkt, das dem neuen Verständnis nach nicht von außen kulturell-religiös reglementiert, sondern über das vom Individuum selbst entschieden wird. »Die Aufklärung hatte somit zur Folge, dass ein Leben von hoher Qualität fortan in einer Verbindung von personenbedingten Faktoren und einem gesellschaftlichen Allgemeinwohl zu suchen war« (ebd., S. 4 f.). Allerdings hat sich dieses Verständnis aufgrund der herrschenden Verhältnisse in der Zeit der frühen Industrialisierung nur auf wenige privilegierte Menschen ausgewirkt. Das gute Leben weniger wurde durch das dramatisch schlechte Leben der neu etablierten Arbeiterklasse ermöglicht. Erst in der nächsten Phase wurden mit entsprechenden politischen Reformen durch den Druck von Gewerkschaften unter Bismarck gegen Ende des 19. Jahrhunderts zumindest vom Grundsatz her die Möglichkeit, ein gutes Leben zu führen, der Gesamtgesellschaft zugänglich.

Nach dem Zweiten Weltkrieg stand in westlichen Ländern der Aufbau eines Wohlfahrtsstaates im Mittelpunkt. Auf der Grundlage materiellen Wohlstandes, verbunden mit einer auf Konsum und Wachstum ausgerichteten Wirtschaft und Gesellschaft, wurde Wohlfahrt im Sinne eines materiellen Wohlstands verstanden, der mit einer stetigen Erhöhung des Lebensstandards einhergeht (Schuck, 2016).

Die letzte Phase beschreiben Neise und Zank (2016) ab den 1960er Jahren als ein ausdifferenzierteres Verständnis von einem guten Leben, das »[...] den Versuch unternimmt der heutigen Gesellschaft und den bestehenden pluralistischen Lebensformen gerecht zu werden« (ebd., S. 5). Diese Phase hat durch die politische Agenda des amerikanischen Präsidenten Lyndon Johnson international an Bedeutung gewonnen, der in seiner Vision von einer »Great Society« ein gutes Leben für alle anstrehte und dafür den Begriff der »Quality of Life« prägte (Burch, 2017). Er hat darin Lebensqualität als das oberste Ziel seiner Politik erklärt. In Deutschland waren es die IG Metall, die 1972 eine internationale Arbeitstagung zum Thema: »Aufgabe Zukunft: Verbesserung der Lebensqualität« veranstaltete, und Willy Brandt, der Lebensqualität im selben Jahr zum Kernthema seines Wahlkampfs machte (Huschka & Wagner, 2010).

Der Begriff »Lebensqualität« kann nach Birnbacher (1998) auf Pigou zurückgeführt werden, einen britischen Ökonomen, der im Kontext einer Schrift zu »Economics of Welfare« erstmals den Begriff »quality of life« verwendet hat und als »non-economic welfare« definierte. Pigou ging davon aus, dass eine Verbesserung der Lebensqualität durch Veränderungen der Einkommensverteilung oder durch verbesserte Arbeitsbedingungen realisiert werden könnte.

2 Eugenik – Der vergessene Ursprung des Konzeptes der Lebensqualität

Kovács (2016) kritisiert, dass das Werk von Pigou in vielen Texten zur Lebensqualität nur oberflächlich rezipiert wird und seine dahinterliegenden Motive, die Kovács in der Eugenik verortet, nicht in die Rezeption einbezogen werden. In der Eugenik, so Kovács (ebd.), liegt aber der vergessene Ursprung der Auseinandersetzung mit Lebensqualität. Er führt den englischen Arzt und Sexualforscher Ellis an, der sich in seinem Buch von 1911 zum Problem der Rassendegeneration mit Lebensqualität auseinandersetzt. Darin beschrieb Ellis eine Korrelation zwischen der Weiterentwicklung von Technik und gesellschaftlichen Institutionen, die zu einem bequemeren und angenehmeren Leben führen, und der Reduktion der »Qualität« des Menschen, die er mit Lebensqualität gleichsetzt. Mit anderen Worten ist Lebensqualität für ihn ein wie auch immer gearteter Qualitätsstandard, den ein Mensch und in der Summe eine Gruppe von Menschen (z. B. die Mitglieder einer Nation) erreicht bzw. erreichen oder auch nicht. Je angenehmer und damit weniger fordernd die Lebensumwelt durch Fortschritt in Form von technischen Innovationen und unterstützenden Institutionen ist, desto größer ist die Gefahr, dass sich die »Qualität menschlichen Lebens« zurückentwickelt, da der Selektionsdruck fehlt. Um die »Qualität des Menschen« trotz der besseren Lebensbedingungen zu sichern, forderte er eugenische Maßnahmen als Korrektiv.

Die »Qualität des Menschen« und der damit verbundene »Wert« oder »Unwert« wurde in Deutschland bereits Ende des 19. Jahrhunderts (Jost, 1895; Ploetz, 1895) verstärkt in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts durch Publikationen unter anderem von Binding und Hoche (1920) sowie Lenz (1921) diskutiert und in der Zeit des Nationalsozialismus zu einem alles entscheidenden Maß. Dabei verschränken sich zwei Motive: zum einen die angesprochene Angst, die Erbmasse der Rasse bzw. des Volkes könne sich verschlechtern, zum anderen ökonomische Gründe. Menschen, die keinen Beitrag für die Gemeinschaft leisten, können nach dieser Denkweise nicht erwarten, von der Gemeinschaft gefördert oder mitgetragen zu werden. So schreibt Martin Staemmler 1933: »Es gibt kein Recht für alle. Der Hochwertige hat das Recht gefördert zu werden, der Minderwertige hat es nicht« (Staemmler, 1933, zitiert nach Schäfer, Döbber & Groß, 2010). Ein drittes Motiv wird latent mitgeführt bzw. vor-

geschoben. Es ist Mitleid, Mitleid mit einem »Dasein ohne Leben«¹. So heißt es im Erlass Hitlers zur Aktion T4 (1939), dass unheilbar Kranken der »Gnadentod gewährt werden kann«. Nach diesem Verständnis gibt es eine Schwelle der Qualität des Lebens, unterhalb derer ein Leben nicht mehr lebenswert ist und die Tötung demnach kein Verbrechen, sondern, in der zynischen Sprache der Nationalsozialisten, eine »Gnade«. Die Verknüpfung von vorgeschobenem Mitleid und ökonomisch/utilitaristisch geleiteten Motiven zeigt sich bereits bei Binding & Hoche (1920, S. 28): »Daß es lebende Menschen gibt, deren Tod für sie eine Erlösung und zugleich für die Gesellschaft eine Befreiung von der Last ist ... lässt sich in keiner Weise bezweifeln.«

Es wird deutlich, dass sich der Bezugspunkt der Fürsorge in dieser Zeit veränderte. Während sich fürsorgliches Handeln traditionell auf den hilfsbedürftigen Menschen bezog, war man nun fürsorglich gegenüber dem Volk. Es ging damit nicht um die Lebensqualität des Einzelnen, sondern um die Lebensqualität der leistungsfähigen Volksgemeinschaft. Wie allseits bekannt, ging die »Fürsorge« für das Volk soweit, dass man Menschen mit Behinderungen sterilisierte, ihnen verbot zu heiraten, sie als bildungsunfähig aus der Schule ausschloss und als »Ballastexistenzen« tötete (Klee, 2010).

Zusammengefasst lässt sich feststellen, dass die Auseinandersetzung mit dem, was ein gutes Leben ausmacht, schon seit vielen Generationen die Menschheit beschäftigt. Der Begriff der Lebensqualität ist aber deutlich jünger. In seiner heutigen Verwendung hat er seine Wurzeln in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts. Von Bedeutung ist ferner, dass schon sehr früh die Frage nach der Lebensqualität mit der Frage nach der Qualität eines Lebens in Verbindung gebracht wurde (Dworschak, 2004). Das heißt, dass die Auseinandersetzung mit Lebensqualität auf der einen Seite das Potenzial hat, als Korrektiv zu dienen, um ungleiche Verteilungen innerhalb einer Gesellschaft aufzudecken, und genutzt werden kann, um die individuelle Situation von Menschen subjektiv zu bewerten. Auf der anderen Seite kann das Konzept als »Qualität eines Menschen« verstanden werden mit, wie dargestellt, entsprechend negativen Auswirkungen für Menschen mit Behinderungen.

3 Definition und konzeptionelle Fassung

Zufriedenheit und Glück, die in der Summe ein gutes Leben ausmachen, sind Zielperspektive eines jeden Menschen. Was aber als »gutes Leben« gefasst wird, ist abhängig von der jeweiligen Kultur und von disziplinären Sichtweisen. Es gibt eine Vielzahl von Definitionen, die aus unterschiedlicher Perspektive Qualitätsdimen-

1 »Dasein ohne Leben« ist ein 1942 produzierter NS-Propagandafilm des Regisseurs Hermann Schwenninger, der auch Geschäftsführer der Gemeinnützigen Krankentransport GmbH (Gekrat) war, einer Tarnfirma der Aktion T4.

sionen des Lebens beschreiben, was u. a. daran liegt, dass Lebensqualität Gegenstand von Forschung diverser Disziplinen wie der Soziologie, Psychologie, Politologie, Philosophie oder Medizin ist. Aufgrund dieser vielfältigen Zugänge unterscheiden sich auch die entwickelten Ansätze zur Konzeptualisierung und Operationalisierung von Lebensqualität (Schäfers, 2008). Nach Noll (1997) schließt Lebensqualität »alle wichtigen Lebensbereiche ein und umfaßt nicht nur das materielle und individuelle Wohlergehen, sondern auch immaterielle und kollektive Werte, wie Freiheit, Gerechtigkeit, die Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen und die Verantwortung gegenüber zukünftigen Generationen« (Noll, 1997, S. 3). Die Komplexität und Multidimensionalität von Lebensqualität zeigt sich insbesondere in der Definition der WHO:

»WHO defines Quality of Life as individuals' perception of their position in life in the context of the culture and value systems in which they live and in relation to their goals, expectations, standards and concerns. It is a broad ranging concept affected in a complex way by the person's physical health, psychological state, level of independence, social relationships, personal beliefs and their relationship to salient features of their environment« (WHO, 1997, S. 1).

Glatzer unterscheidet Lebenszufriedenheit von Lebensqualität. Lebenszufriedenheit wird als individuelle Zielvorstellung beschrieben, Lebensqualität als moderne Leitidee, die für die gesellschaftliche Gestaltung von Lebensverhältnissen herangezogen werden kann. Aus Sicht Glatzers ist Lebenszufriedenheit eine Kategorie des subjektiven Wohlbefindens, wohingegen Lebensqualität breiter zu verstehen ist, weil sie subjektiv wahrgenommene Lebensqualität und objektiv vorhandene Lebensbedingungen vereint (Glatzer, 2002).

Zapf (1984) führt diese beiden Pole in einer Matrix zusammen (Tab. 1). Er beschreibt sie als Wohlfahrtspositionen. Sie sind der Versuch, unterschiedliche Typen von Lebensqualität in einem einfachen Modell zu klassifizieren (Neise & Zank, 2016).

Tab. 1: Wohlfahrtspositionen nach Zapf (1984).

objektive Lebensbedingungen	Subjektives Wohlbefinden	
	Gut	Schlecht
Gut	Well-Being	Dissonanz
Schlecht	Adaption	Deprivation

Wenn objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden beide als gut eingeschätzt werden, spricht man demnach von Well-Being (Wohlbefinden). Sie ist die erstrebenswerteste Kombination und sollte Zielperspektive aller Bemühungen um Lebensqualität sein. Werden beide als schlecht bewertet, spricht man nach diesem Modell von Deprivation. Dissonanz wird als schlechtes Wohlbefinden bei objektiv guten Lebensbedingungen bezeichnet und Adaption beschreibt gutes subjektives Wohlbefinden unter schlechten Lebensbedingungen. Die beiden letzteren

sind inkonsistente Mischformen, die, zumindest von außen betrachtet, einen paradoxen Widerspruch darstellen (Neise & Zank, 2016).

Weiter werden zwei prominente Ansätze angeführt, die als Ausgangspunkte die Entwicklung der empirischen Wohlfahrts- und Lebensqualitätsforschung maßgeblich beeinflusst haben: der Level-of-Living-Approach aus Skandinavien und das Quality-of-Life-Konzept aus den USA (Schuck, 2016).

Der Level-of-Living-Approach ist ein Ergebnis der schwedischen Wohlfahrtsforschung und dient dazu, auf der Grundlage spezifischer Indikatoren ausgewählter Lebensbereiche die Instrumente und Auswirkungen der Wohlfahrt zu beobachten und zu beurteilen (Wacker et al., 2005). Es ist eine Reaktion auf das eindimensionale Verständnis von Lebensqualität als materieller Wohlstand und Wachstum (Schuck, 2016). Der Level-of-Living-Approach unterscheidet individuelle Ressourcen und Determinanten, die über objektive Indikatoren bestimmt werden. Individuelle Ressourcen sind u. a. Einkommen, Vermögen, Bildung und soziale Beziehungen. »Aspekte der Lebensbedingungen, die sich der individuellen Kontrolle entziehen, z. B. die natürliche Umwelt, Gesundheit, die Infrastrukturausstattung, werden als Determinanten bezeichnet« (Noll, 1999, S. 8). Die individuellen Lebensbedingungen ergeben sich aus der Kombination aus Ressourcen und Determinanten.

Basierend auf dem Level-of-Living-Approach wurde 1973 das *Sozialindikatoren-Programm* der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) entwickelt.

Zieldimensionen des Programms nach Neise und Zank (2016, S. 6) sind:

- Gesundheit,
- Arbeit und Qualität des Arbeitslebens,
- Verfügung über Güter und Dienstleistungen,
- Persönlichkeitsentwicklung durch Lernen,
- soziale Möglichkeiten und Partizipation,
- physische Umwelt,
- persönliche Sicherheit und Rechtswesen,
- Zeitbudget und Freizeit.

Diese hier aufgeführten objektiven Zieldimensionen können in Bezug auf spezifische Fragestellungen operationalisiert und messbar gemacht werden. Auf dieser Grundlage können Lebensbedingungen der Bevölkerung oder Teilen davon bestimmt und ins Verhältnis gesetzt werden. »Sie stellen somit Globalmaße dar, um soziale Wandlungsprozesse zu erfassen« (ebd., S. 7). Die Stärke des Level-of-Living-Approach liegt demnach in der Objektivierbarkeit von Lebensbedingungen. Allerdings liegt darin gleichzeitig auch die Schwäche, denn subjektive Aspekte werden nicht ausreichend berücksichtigt. Schuck (2016) kritisiert in Anlehnung an Allardt (1993) die engmaschige und unflexible Vorgehensweise sowie die Beschränkung auf materielle Bedingungen. Im Gegensatz hierzu bezieht sich der US-amerikanische Quality-of-Life-Ansatz auf subjektive Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse. Es werden dabei vor allem immaterielle Komponenten bestimmt. Mit dem Quality-of-Life-Ansatz wollte man ermitteln, wie gesellschaftliche Veränderungen von der Be-